



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Riehl, W. H.: Kleine Skizzen aus den Rheinlanden. II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Kleine Skizzen aus den Rheinlanden.



### II. \*)

Die Kölnische Zeitung. — Katholicismus, Nationalität und Censur. — Die Elberfelder. — Herr von Huber und der conservative Styl. — Literarisches Leben. — Freiligrath, Simrock, Kinkel. — Karl Grün. — Ein Bild von Rubens. — Roderich Benedix. — Gutzkow und Geibel.

— Unser König ist kein Preuze, hörte ich jüngst eine Kölnerin aus den untersten Ständen sprechen. — Was ist er denn? — Ei, er ist ja lutherisch. — Die Kölnische Zeitung sollte dieses wunderliche Sibyllenorakel als Motto über ihre Spalten setzen: es liegt eine große Wahrheit darin und zugleich der Schlüssel zum Verständniß vieler Conflictte, in welche das genannte Blatt sich selbst nicht selten verwickelt hat oder durch äußeren Anlaß verwickelt worden ist. Wir haben über die angedeutete „große Wahrheit“ in der ersten Nummer dieser Skizzen weitläufiger uns ausgesprochen, doch mußten wir noch einmal hieran anknüpfen, um zu einigen kurzen Erörterungen über journalistische und speciell literarische Verhältnisse überzugehen.

Die Kölnische Zeitung hat so tiefe Wurzel gefaßt in dem Volksbewußtsein der Rheingegenden, sie wird nicht bloß daselbst gelesen, sondern die öffentliche Stimme, der Charakter des rheinischen Volkes spricht sich so entschieden darin aus — (oder vielmehr er „spräche“ sich aus, wenn er's nämlich ganz dürfte) — daß sie durch ihre soliden, nationalen, dem materiellen, wie geistigen Fortschritte huldigenden Bestrebungen ein Organ der Rheinprovinz, im wahren Wortsinne, nicht in dem viel gemißbrauchten — ein Organ des katholischen Liberalismus hätte werden können; allein es geht ein finsterner Geist durch dieses Haus, und die Bande der Censur ziehen sich von Tag zu Tag enger über den rheinischen Blättern zusammen. — Die preuz-

\*) Siehe No. 10. der Grenzboten, 1844.

fische Journalistik leidet ganz unglaublich unter dem neuen Presſgeſetze, ſie wird weit härter von ihm gedrückt, als man gemeinhin glaubt. Gar wohl ſcheint man in Berlin überlegt zu haben, wie mächtig unſer aufſtrebendes Zeitungswefen das Volk antreibt, in That und Gefinnung Theil zu nehmen am öffentlichen Leben, es vorbildet zu würdigem, ſelbſtbewußtem Staatsbürgerthum ſtatt eines bewußtlos dahin vegetirenden Unterthanenwefens; wie es vor Allem das Gold neuer Ideen, welches ſonſt bloß in den Truhen der wiſſenſchaftlichen und poliſtiſchen Großmoguls ruhen würde, in Scheidemünze umſetzt und unter die Leute zu bringen weiß. Vielen Herren behagt dieſes Treiben nun eben nicht ſonderlich, und jener Paragraph des Presſgeſetzes, welcher nur eine ernſte, beſcheidene und möglichſt gleichmäßig erſchöpfende Beſprechung öffentlicher Angelegenheiten geſtattet, vermag in der That — ſo unſchuldig er lautet — unter Umſtänden aller Journalistik den Todesstoß zu geben; denn er greift ſie in ihrem innerſten Wefen an, er verbietet ihr jenes Flüchtige, Bewegliche, Draſtiſche, oft mit vollem Rechte auch Einſeitige, was gerade die Zeitung vom Buche unterſcheidet. Sie ſoll eben nicht in erſchöpfendem, breitem, wiſſenſchaftlichem Ernſte ihr Thema behandeln; bloß andeuten ſoll ſie's, anregen, auf Einen Punkt ſich werfen, ihn in grellen Schlaglichtern beleuchtet hervorheben, mit allen Waffen des Humors, der Ironie ihren Satz vertheidigen; denn ſie iſt bloß auf den Moment berechnet, drum kann ſie aber auch, weiß ſie ſich ſeiner zu bemächtigen, mit der vollen Blitzesgewalt des Momentes zünden. Jeder, der für preußiſche Journale arbeitet, wird geſtehen, daß man ſich hier beengter fühlt durch das neue Presſgeſetz, als durch die volle Strenge der alten Cenſur. Von der anderen Seite iſt dagegen die gedrückte Stellung der preußiſchen periodiſchen Preſſe heilſam für die dortigen Blätter. Die Kölniſche Zeitung hat z. B. ſehr viele Abonnenten — Embonpoint; — würde man ſie ruhig und unangeſochten gewähren laſſen, ſo dürfte ſie leicht zu fett und träge werden. Die Nachtigallen ſingen nur, ſo lange ſie lieben, die Poeten, ſo lange ſie hungern, und die Zeitungen ſind in der Regel voll heiligen Eifers, ſo lange ſie mit Concurrnz oder Cenſur zu kämpfen haben. — Preußen fügt ſeiner Journalistik aber dadurch einen großen Schaden zu, daß es ſie der eben als heilſam bezeichneten Riva-

lität mit anderen sogenannten „ausländischen“ Blättern ziemlich überhebt durch den enormen Postaufschlag, womit nicht sowohl jene Zeitungen selbst, als ihre Tendenzen besteuert werden. Auf die Mannheimer Abendzeitung abonniert man in Mannheim mit vier Gulden für den Jahrgang; in Köln, in demselben Köln, welches den deutschen Einheitsdom in seine Mauern schließt, mit neun Thalern! Als der Grundstein zum neuen Dombau gelegt wurde, hat man es wahrscheinlich vergessen, ein solches ausländisches Neun-Thaler-Exemplar den übrigen Documenten zum Frommen der Nachwelt beizuschließen. — Abgesehen übrigens von diesen bloß äußerlichen, vielleicht vorübergehenden Hemmungen dürften die preussischen Rheinlande, trotz der politischen Regsamkeit, die sich dort energisch genug im Volke kund gibt, für's Erste wohl wenig geeignet sein, eine recht vollkräftige nationale Journalistik zu Tage zu fördern, weil das religiöse Element in schroffem Vortreten die Entfaltung des politischen gewaltig beeinträchtigt. Die Kölnische Zeitung, als Hauptrepräsentantin der Einen Seite, ist zu entschieden katholisch, um beim besten Willen national sein zu können; ihr engeres Lesepublicum selbst nimmt es in dieser Beziehung sehr genau und die Redaction hat mit vielen störenden Rücksichten zu kämpfen. Die Elberfelder Zeitung hingegen, welche man an die Spitze der protestantisch-pietistischen, also natürlich conservativen Richtung stellen könnte, macht gar keinen Anspruch darauf, national zu sein, sie läßt sich's vielmehr recht gern daran genügen, daß sie „echt Berlinisch“ ist. Sie zählt auch manches Berliner Renommée unter ihre Correspondenten und Mitarbeiter, und mein journalistischer Scharfblick thut sich Etwas darauf zu Gute, den Herrn W. A. H. gleich prima vista in diesem Blatte erkannt zu haben, an seinem überaus originellen Style nämlich, den er in den Broschüren über „die conservatieve Partei“, über „die romantische Schule in Frankreich“ ic. so glänzend entfaltete, daß man ihn sein Leben lang gewiß nicht wieder vergißt. Da der Herr Professor, von Gott und seinen Zuhörern verlassen, nunmehr, wie man vernimmt, eine eigene Zeitschrift zu begründen gedenkt, so nehmen wir uns die Freiheit, ihn auf ein sehr passendes Thema zu einem einleitenden Artikel für besagtes Blatt aufmerksam zu machen: „Warum schreiben fast alle ministeriellen Berliner von der Farbe des Herrn W. A. H. ein so überaus fließendes,

anmuthiges, kunstreich gewobenes Deutsch? Gehört ihr köstlicher Styl zum Wesentlichen der Partei, oder ist er ein bloßes Adiaphoron? — Viel guter Samen, der Bürge einer besseren Zukunft, schlummert in dem rheinischen Volke, aber wer thut dafür, daß er aufgehe? Preußen hat sein altes, schönes Privilegium, der Staat der Intelligenz zu sein, mit der größten Bereitwilligkeit an die kleineren deutschen Länder, namentlich des Südwestens, abgetreten, und in Berlin hört man auf der Einen Seite fast nur das Gnadengewimmer eines wahrhaft unwürdigen Pietismus, andererseits das polternde Raisonnement eines hohlköpfigen, aufgeblasenen Scheinliberalismus. —

Wir gehen von der rheinischen Journalistik zu einer skizzirten Schilderung der Wirksamkeit einiger literarisch bedeutenden Männer über, die an den Ufern des Rheines sich niedergelassen haben. In feltfamer, freiwilliger Isolirung, sowohl unter einander, als den Interessen der Zeit gegenüber (nicht der Parteien, meine ich), hat sich ein Theil der rheinischen Poeten und Literaten des entschiedenen Einflusses begeben, welchen man früher wohl von einem geschlossenen, gemeinsamen Streben erwartet hat. — Freiligrath sitzt in St. Goar. Läßt sich's doch kaum begreifen, daß ein so begabter Geist nach den ersten glänzenden Erfolgen bereits mit einer nur tropfenweisen Spende seiner Production fargt! Soll man es einer schnell erschöpften Einseitigkeit des Talentes Schuld geben? Freiligrath's neueste Gedichte legen Protest ein gegen diese Behauptung, denn sie lassen uns einen bedeutenden Umschwung seiner inneren Entwicklung ahnen und beurfunden genügend, daß seine dichterische Kraft auch die langen unfruchtbaren Jahre hindurch ungebrochen sich erhalten; aber was ist mit drei, vier lyrischen Gedichten auf's Jahr gewonnen? Man braucht kein radicaler Oppositionsmann, kein politisirender Kunstwandal zu sein, und kann doch wohl die bescheidene Frage stellen: Wo nehmt Ihr Herren am Rheine in unseren Tagen Ruhe und Friede her, Nichts als lyrische Gedichte zu schreiben?

— „nicht eine Welt ist's, Rätke,  
Zum Puppenspiel und zum Gefecht mit Lippen:  
Blutige Nasen gib't's!“ — —

Simrock wohnt in Unkel. Er bleibt fort und fort mit Dich-

ten und Trachten der grauen deutschen Vorzeit verhaftet, und erst vor Kurzem hat wieder ein „Amelungenlied“ die Presse verlassen. In gewissem Sinne verdient seine eherne Beharrlichkeit Anerkennung in unserer zersplitterten, aphoristischen Zeit, und man wird zugeben müssen, daß die gepriesenen alten Meister der Architectur, Malerei, Tonkunst, Poesie dem rastlosen Sich-Versenken in Eine Gattung, die sie in all ihrem Detail zu bewältigen nicht müde werden konnten, die schönsten Blätter ihres Lorbeerkränzes danken. Nur ein kleiner Unterschied dürfte nicht übersehen werden. Die alten Meister hielten streng bei Einem aus, dieses Eine aber hatte seine Wurzeln tief im Leben der Zeit geschlagen; Karl Simrock beharrt gleichfalls unverdrossen bei dem Einem, Erkorenen; das Eine aber liegt unserer Zeit ganz entzweigt fern. Nur am Rheine ist mir dieses begabten Dichters Trachten einigermaßen begreiflich geworden; — hier wird so viel gedombaut und bei fast jeder neuen Dorfkirche schreiben die Architekten Exercitien des gothischen und romanischen Styles, hier wucherten die schmachtenden Düsseldorfer Lilien, die gemalten Goldschmiedstöchterlein und Edelräulein, daß man auch Simrock's altdeutsche Rococostudien in gewisser Hinsicht ganz liebenswürdig finden kann.

Gottfried Kinkel, keiner der Geringsten in der rheinischen Poeten-Diaspora, wohnt auf Schloß Poppelsdorf — (nicht absichtslos legen wir jedesmal einen Accent auf den Wohnort). Seine im verflossenen Jahre bei Cotta erschienenen Gedichte sind in der ungünstigsten Zeit vor's Publicum getreten und deshalb im Ganzen weniger beachtet worden, als sie verdient hätten, ebenso sein treffliches Dichtwerk: Otto der Schütz, eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. Ein hoher männlicher Ernst, eine thatkräftige Gesinnung spricht sich in Kinkel's Poesien aus, lyrisch verklärt in der geheimen Wehmuth über das Vergebliche seines Ringens, die auch manchmal in halb verbissenem Groll, in bitterer Ironie gewaltsam hervorbricht. Man sieht, Kinkel hat während des Trauerspiels der Gegenwart die Augen offen gehalten, und dennoch ist er rheinischer Poet, d. h. er muß die Abenteuer Otto's des Schützen singen, die sich vor fünfshundert Jahren ereignet haben. O, man hätte nicht nöthig, zu den Nibelungen und Amelungen oder an den Hof Dietrich's von Cleve zurückzugehen, um rheinische Abenteuer zu schreiben! Ihr Herren Poeten am Rheine, wie habt Ihr sie in den verflossenen drei Jahren des fünften Decen-

niums unseres Jahrhunderts so nahe gehabt, Abenteuer der ernsthaftesten wie der lustigsten Art! Leset doch nur fleißig in der großen Kölner Zeitung und dann schreibt: „Der rheinische Landtag, eine tragische rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.“ Geht in die Eifel, an den Westerwald, in's Münsterland, in's Siegen'sche, laßt Euch von den hungrigen Bergleuten Etwas vorerzählen und dann schreibt: „Der englische Zollvertrag, eine traurige rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.“ Betrachtet Euch die Pietisten, die gelehrten und ungelehrten in Bonn, in Elberfeld; hört die Mucker im Wupperthale singen und beten und seufzen, und dann schreibt: „Das tausendjährige Reich am Rheine, eine betrübtete rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.“ Seid Ihr aber Humoristen, dann stellt Euch vor den Kölner Einheitsdom, forschet nach, warum es mit dem Bau nicht mehr rechts vorwärts will, und dann schreibt: „Der gothische Rinderscharlach, eine lustige rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.“ —

Karl Grün (früher auch pseudonym Ernst von der Haide) in Köln, ein rühriger, gesinnungskräftiger Literat, dem seine Schicksale als Redacteur der Mannheimer Abendzeitung schon ein gewisses Relief geben (wann schreibt ein industriöser Kopf eine literarische Martyrologie des neunzehnten Jahrhunderts?), hielt vergangenen Winter Vorlesungen über Schiller, später über Shakespeare. Die letzteren wollte eine löbliche Behörde anfangs nicht gestatten und machte endlich die Clausel, daß nichts auf Religion und Staat Bezügliches darin vorkommen dürfe. O Ihr Männer von Köln! habt Ihr jemals sechs Seiten überflogen in den historischen Dramen des großen Briten? Da wird ja von ganz anderen Dingen geredet, als wie es einem unglücklich liebenden Bärchen bei seinen Weißzeugschränken zu Muthe ist; — da schreitet die Weltgeschichte auf dem Rothurn einher, und der gewaltige Meister hält sein Weltgericht, oder, wie ein preussischer Censor sich etwa ausdrücken würde, er läßt sich frechen Tadel zu Schulden kommen über die Vorfahren Ihrer königlichen Majestät 2c. Und doch hat Shakespeare seine Dramen nicht nach Zürich und Winterthur zu flüchten brauchen, er hat sie aufgeführt vor den Augen „seiner Schwester Elisabeth“, wie er selbst sie nennt. — Es ist ein gutes Zeichen der Zeit, daß die Literaten aller Orten durch Vorlesungen in unmittelbaren mündlichen Rapport mit dem Publicum zu treten suchen, besonders solche, die, wie Grün das Ta-

lent der Darstellung, des journalistischen Effects vorzugsweise ausgebildet haben, ohne daß es dem Ernste der Auffassung Abbruch thut. Viel läßt sich hierdurch vorarbeiten im Interesse der Deffentlichkeit überhaupt, so wie insbesondere eines allgemeinen ästhetischen Sinnes, einer künstlerischen Erziehung des Volkes. Bei alledem aber arbeitet man auf's Entschiedenste häufig von einer Seite entgegen, von welcher man's nicht erwarten sollte. Ich erlaube mir eine kleine Abschweifung, um doch Ein Beispiel, statt vieler, anschaulich zu machen, wie man selbst in dem gepriesenen, an öffentlichen Denkmalen so reichen Köln aus egoistischen Zwecken dem Volke die Gelegenheit der Bildung durch Kunstgenuß zu schmälern weiß. Aller Welt ist's bekannt, daß sich in der Peterskapelle daselbst jenes berühmte Altarblatt des Rubens — die Kreuzigung Petri — vorfindet. Nun hatten die Franzosen vor Zeiten das prächtige Bild in ihr Pariser Weltmuseum entführt, und man sah sich damals genöthigt, eine mittelmäßige Copie an dem verwaisten Plage aufzustellen. Als aber im Jahre 1813 das Original wieder heimgbracht wurde, nahm man die schülerhafte Nachbildung wohl sogleich herunter und rollte das Meisterwerk wieder auf für die Augen der andächtigen Künstler und Beter? Mit Nichten. Der heilige Petrus sollte nicht umsonst seine Kunstreise nach Paris gemacht haben, und man wußte in recht artiger Weise Vortheil davon zu ziehen. Die Copie blieb, wo sie war, auf die Rückseite des Rahmens aber spannte man das Original, und wenn nun Jemand den echten Rubens sehen will, so hat er, laut eines Anschlagens, einen halben Thaler in den Kirchenfond zu entrichten, und der Küster dreht ihm das Bild um — nicht wahr, das ist doch industriös? Also für einige Künstler und Kenner und für ein Paar Duzend reisende Engländer, die durch ihr Reisehandbuch in die Kirche getrieben werden und für ihren guten halben Thaler das Recht sich erkaufen, beautiful, very beautiful! zu rufen, hätte Rubens sein gewaltiges Bild gemalt? Nein, er malte es für das Volk, für die Schaaren der Andächtigen, die sich künstlerisch oder religiös an ihm erbauen sollten und jetzt vor der matten Copie sitzen, an welcher wenig Erbauliches zu finden ist. — Es ist so ein schöner Zug des Catholicismus, daß er die Kunst in seine Tempel herabgeschworen hat und die Thüren der Gotteshäuser täglich für den geöffnet hält, der in ihrer Beschauung Freude, Stärkung, Genuß finden

Frankfurt 1844.

mag, daß er die Kunst öffentlich gemacht hat und das Volk ästhetisch-religiös zu erziehen sucht. Nun klage man noch über verschwundene Deffentlichkeit der Kunst! Hier sind Anknüpfungspunkte genug gegeben zur Wiederherstellung eines allgemeinen künstlerischen Sinnes, aber man ist auch da zu bettelhaft und zieht ein Paar lumpige Thaler der Förderung des edeln Zweckes vor. —

Roderich Benedix, der Lustspieldichter, ist Regisseur des Kölner Theaters. Sein Doctor Wespe hat nicht bloß nach dem Spruche der Berliner Preisrichter einen Preis davongetragen, sondern auch nach der Stimme des Publicums. Nichtsdestoweniger ist Benedix vielfach ungerecht, zu hart beurtheilt worden. Man stellte z. B. jenes Stück oder gar den „langen Israel“ in Parallele mit Gutzkow's Zopf und Schwert und fand es natürlich ziemlich unbedeutend neben demselben; man machte Ansprüche geltend, deren Berücksichtigung von vorn herein ganz außer dem Gesichtskreise des Verfassers gelegen hatte. Benedix hat viel Theateroutine, schriftstellerischen Tact, viel Wiß auf Kosten des echten Humors, und versteht, wie man's nennt, einen glücklichen Griff zu thun. Dagegen ist ihm die höhere Idee des Komischen so wenig aufgegangen, als er den gegliederten Organismus eines harmonischen Kunstwerkes darzustellen weiß; aber seine Lustspiele füllen eine Lücke im Repertoire aus und stehen gewiß hoch über den Fabrikaten des Herrn H. Börnstein und Comp., obgleich sie schon jetzt durch eine große Familienähnlichkeit sich gegenseitig Abbruch thun. Vielleicht wäre eine ähnliche Stellung an einem besseren Theater für Benedix von großem Vortheil; die Kölner Bühne in ihrem gegenwärtigen Zustande ist wenigstens durchaus nicht geeignet, höhere Strebungen zu fördern.

Als Gutzkow im vergangenen Winter im Feuilleton der Kölnischen Zeitung ein Paar harte Worte über E. Geibel gesprochen hatte, nahmen's ihm viele urtheilsfähige Leute am Rheine sehr übel; man meinte, Geibel sei ein harmloser Mensch, der ja recht schöne, sinnige Verse mache &c. und bald darauf trat Gustav Psarrius sogar in die Schranken, um eine Lanze für seinen gleichfalls angegriffenen Landsmann, den alten Göß, einzulegen. Diese Zartsinigkeit ist sehr bezeichnend für das rheinische poetische Treiben. Es mag recht schön sein, auf einer anmuthig gelegenen Villa am Rheine zu wohnen, im Umgange mit wenigen lieben Menschen und der reizenden Natur ein

poetisches Stilleben zu führen und schwankenden Gefühlen und Vorstellungen, wie sie gerade die Stunde bringt, im lyrischen Gedichte Form und Dauer zu geben zu Rückerinnerungen an gute Tage in Zukunft — das ist so ein harmloses Dichterthum. — Mir träumte aber manchmal, der Dichter sei ein Seher und Sänger, nicht bloß seines eigenen Herzens, sondern seines Volkes, seiner Zeit und in seinem Busen könne es nimmer ruhig werden, weil ihr ganzer, voller Schmerz und ihr ganzer, voller Thatendrang darin vergraben sei. Ihr sagt vielleicht, das sei bloß ein thörichter Traum gewesen? —

W. G. Riehl.